

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 16 (1945)

Heft: 6

Artikel: Lausbuben, wie sie im Buche stehen

Autor: Kopp, Helene

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-806082>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lichkeiten aus dem Hofwiler Kreis. Seine Erfahrungen aber sind höchst eigenartig, und seine Lebenserinnerungen gehen weit über das hinaus, was andere Erzieher und Anstaltsleiter aus jener Zeit geschrieben und bezeugt haben. Ob dies

wohl mit der Freiheit zusammenhängt, die das jahrzehntelange Wirken in einer Anstalt, die völlig unabhängig dasteht, auch in geistiger Hinsicht ausreifen läßt?

Singt und spielt in Schule und Haus!

Unter dem Spittlerschen Motto: „Er begriff die Kunst als eine Erlaubnis, glücklich zu sein und den Gesang als ein Jauchzen der Seele“, wurde am 5. Mai im Beckenhof in Zürich durch den Schweiz. Musikpädagogischen Verband ein Reigen von Lehrproben, Vorträgen und musikalischen Darbietungen eröffnet, der sich durch den ganzen Sommer hinziehen soll. Die Räume des Pestalozzianums sind vollbesetzt von den reichen Schätzen aus der ganzen Schweiz, die alle aufzeigen wollen, was getan wird und getan werden kann für die musikalische Erziehung der Jugend. Die Ausstellung ist staunenerregend in ihrer Mannigfaltigkeit. Hoffentlich finden unsere Heim-erzieher Zeit, sich in all den Reichtum zu vertiefen, der sicher auch ihnen Wege aufzeigt, der Kindesseele auf musikalischen Bahnen näher zu kommen, besonders der gehemmten, verklemmten Seele. Ist es doch der Musik gegeben, Regionen des Gemütes zu erschließen, die auf anderm Wege kaum zu erreichen sind. Und sicher liegt in der Musik eine Heilkraft, die zu lösen und zu subli-

mieren vermag, was oft unentwirrbar sich dem Erzieher darbietet am Kind. Eine große Zahl von Gästen wohnte der Eröffnung bei, auch der Erziehungsdirektor Dr. Briner hatte sich eingefunden. Mit einem Orchestervortrag der Küsnachter Seminaristen begann die Feier. Prof. Stettbacher sprach das Eröffnungswort unter dem Leitmotiv Sängervater Nägelis: „Das Zürcher Volk ist ein singendes Volk.“ Dann wurde die Versammlung durch den Vertreter des Stadtrates Dr. Landolt begrüßt, und schließlich kam auch der verdiente Veranstalter der Ausstellung, Fritz Brunner, Sekundarlehrer, zum Wort, der die Ausstellung als Gegengewicht gegen die in der Schule herrschende übergewichtige Intellektbildung aufgefaßt wissen wollte. Die Ausstellung soll zeigen, wie hundert Möglichkeiten zum gleichen guten Ziele führen können, durch Musik und Gesang Wärme und Anmut in Haus und Schule zu fördern. Interessenten für die über 70 Veranstaltungen lassen sich den Prospekt vom Pestalozzianum kommen.

Hermann Bühner.

Lausbuben, wie sie im Buche stehen von Helene Kopp, Ebnet-Kappel

Wer hat sich nicht schon über Lausbuben ge- ärgert, die immer dann ihre Streiche machen, wenn es am unpassendsten ist. Welche Mutter hat nicht schon über zerrissenen Hosen und Strümpfen geseufzt. Welcher Vater aber erzählt nicht gerne von seinen Streichen aus den Flegel- jahren und wer hätte dann nicht herzlich mit- gelacht. Jeder gesunde, lebhaft Bub hat seine schlimme Zeit, in welcher er Dummheiten macht, die der Ueberfülle von körperlicher und geistiger Kraft entspringen. Der junge Bursche will sich dann, wenn sich die Männlichkeit in ihm ankündigt, am Erwachsenen messen. Er fühlt sich in seinem noch ungebrochenen Lebenswillen, in seiner Unverfrorenheit dem Aeltern überlegen. Noch hängt sein Sinn an Abenteuern und verwe- genen Erlebnissen und er verachtet das Spieß- erum und hat einen Blick für das Lächerliche der guten Bürgerwelt, die ihn in Fesseln schlagen will. Es ist nicht Bosheit in erster Linie, was ihn zu Streichen veranlaßt, sondern die Lust, etwas Ge- wagtes, Unerlaubtes zu tun und — sich dann nicht erwischen zu lassen. Man muß über die gelun- genen Streiche lachen können, damit sie einen Reiz haben, darum wählt man sich auch die Leute aus, bei welchen man sicher ist, daß der Streich das Vergnügen garantiert. Die Buben, die in der Schule die dümmsten und zu Hause die faulsten sind, sind meist die Rädelsführer. Hier kann sich oft der Zurückgesetzte, vielleicht gar verspottete, schlechte Schüler zur Geltung bringen; denn hier

ist er Anführer und Held. Seine Findigkeit und Behendigkeit werden von den andern bestaunt, auch wenn dies auf Kosten seiner Bravheit geht. Ein Streich hat aber keinen Reiz und keinen Sinn, wenn man ihn allein ausführen muß. Es gehören mindestens zwei dazu, die teilhaben am Gelingen, getreu dem Grundsatz: „Geteilte Freude ist dop- pelte Freude, geteiltes Leid ist halbes Leid.“ So braucht es einen Max und einen Moritz, um die Streiche zu dem zu machen, was sie sind: Gelun- gene Lausbubereien. Es kann aber auch eine ganze Bande von Kindern sein, die gemeinsam die Bürgerwelt schrecken, so wie dies Kurt Held in seiner „Roten Zora“ erzählt oder Erich Kästner in seinem „Emil und die Detektive“ schildert. Die Bande braucht aber einen Anführer, währenddem zwei Schlingel, wie sie in Buschs Bilderbuch vor- kommen, in eins sich verschmelzen zum unzertrennlichen Lausbubenpaar. Max und Moritz sind trotz ihres verschiedenen Aeußern ein Herz und eine Seele. Sie sind sich treu bis in den Tod, unzertrennlich in jeder Lebenslage. Ein Streich folgt dem andern und die Situation steigert sich bis zur Katastrophe. Die gute Witwe Bolte mit ihren drei Hühnern und dem stolzen Hahn ist die erste, die von den Buben heimgesucht wird. Sie, die ihr einsames Herz an das Federvieh hängt, das sie über alles liebt, solange es im Garten scharrt und Eier legt, erregt in den Schlingeln die Lust, ihr einen Streich zu spielen.

„Ihrer Hühner waren drei
und ein stolzer Hahn dabei.“

In diesen wenigen Worten ist der ganze Besitzerstolz der Frau ausgedrückt, drei Hühner nennt sie ihr eigen und gerade diese Tiere fallen samt dem Hahn den Buben zum Opfer. Sie sterben eines seltsamen Todes und dieses Ableben ist in all seiner Tragik lächerlich. Ob der Lausbub Fritz im Buche von Ettlinger einer Katze einen Luftballon an den Schwanz bindet und dazu sagt: „Da kannst dich kaputt lachen“, oder ob die Bande der „Roten Zora“ einen toten Hund in eine Kiste verpackt, um ihn dem Bürgermeister zu schenken, immer ist es die lächerliche Situation, die das Kind dazu reizt, Menschen oder Tier zu quälen. Nicht an der Qual des andern will es sich weiden, sondern an dem komischen Erlebnis sich amüsieren. Dort, wo das Kind Freude an der Qual des andern empfindet, handelt es sich nicht mehr um einen Streich, sondern um eine Schandtat. Diese wird aber im geheimen vollbracht und nicht der Öffentlichkeit preisgegeben, so wie es Meinrad Inglin einmal in der „Welt von Ingoldau“ beschreibt. Ein Streich muß köstlich wirken, wenigstens für den, der ihn anstiftet. Ein Vergehen aber darf nicht gesehen werden; darum können wir gut eine Untat von einem Streiche unterscheiden. Der Streich will nicht den andern schädigen, sondern lächerlich machen. Daß dies oft auf Kosten anderer Leute geht oder gar ein Tier zu leiden hat, ist nicht eigentliche Absicht. Wir alle wissen, daß man in traurigen Augenblicken oft lächerlich wirkt durch einen Strumpf, der herunter rutscht, einen Hut, der davonfliegt, einen ungeschickten Schritt, den man macht. Das Kind sieht in solchen Augenblicken trotz der Trauer oder dem Leid das Lächerliche und lacht, auch wenn es unpassend ist.

„Witwe Bolte in der Kammer
hört im Bette diesen Jammer.“

Da haben wir die tragische Angelegenheit: Die Augen der Frau fallen fast aus dem Kopfe, ihre Nachthaube sitzt wie ein Propeller auf den spärlichen Haaren und dies just in dem Momente, in welchem es um das Leben ihrer Lieblinge geht. Die hängen, o Graus, am Apfelbaum und nun entdeckt sie die Missetat der Buben, nachdem das Schlimmste bereits vorbei ist.

„Jedes legt noch schnell ein Ei
und dann kam der Tod herbei.“

Wer müßte darüber nicht lachen und wer könnte den Jammer der Frau ernst nehmen, da sie ihre Hühner in der Pfanne schmurgeln läßt? Und nun folgt schon der zweite Streich und wir steigen mit Max und Moritz auf das Dach und helfen ihnen, die angebratenen Hühner durch das Kamin angeln. Im Grunde genommen sind wir gar nicht böse über die Buben, die nun das gebratene Geflügel verschlingen, bis ihnen das letzte Hühnerbein aus dem Munde hängt, im Gegenteil, wir verzeihen es der Witwe Bolte nicht, daß sie den armen, unschuldigen Spitz verprügelt.

„Dieses war der zweite Streich
und der dritte folgt sogleich.“

Böck, der Schneider, den man mit Hohnrufen: „Meck, meck, meck“ vom Schneidertische locken kann, ist diesmal auserkoren, das Opfer zu sein. Warum müssen sich auch die Leute über ihre Spottnamen ärgern? Diese sind doch nur ein etwas übertriebenes, verzerrtes Spiegelbild ihrer selbst. Hat nicht ein großer Zeitgenosse über seine Karikaturen herzlich gelacht und er kam wahrlich nicht gut dabei weg. Und ein anderer freut sich über die Witze, die man über ihn macht. Wer zu diesem Ulk lachen kann, ist der Situation gewachsen und somit ist das Peinliche der Angelegenheit für ihn erledigt; denn nun kommt der Spötter um seinen Genuß und der Verspottete zu seinem Vergnügen. Wie war das doch damals, als ich als junges Mädchen durch das Armenviertel einer Großstadt ging und mir ein Rudel Buben nachlief und mich mit Wasser bespritzte? Ich sagte, obwohl mein Sommerkleid ganz naß war und ich lächerlich aussah: „Gottlob scheint die Sonne und ich bin bald trocken und bis dahin kann ich mich mit euch unterhalten.“ Die Buben standen starr, keiner lachte oder spottete, im Gegenteil, sie führten mich durch die fremden Straßen, in denen ich mich verirrt hatte. Mit Humor bricht man dem Streich die Spitze ab und damit ist der Verspottete gerettet. Meister Böck fällt aber in den Bach, weil er das Gespött nicht duldet, zwei Gänse mußten ihn aus der nassen Flut ziehen. Meister Böck hatte nach diesem Abenteuer gewiß nicht nur Magenkrämpfe, sondern auch Seelenschmerzen.

„Hoch ist hier Frau Böck zu preisen,
denn ein heißes Bügeleisen,
auf den kalten Leib gebracht,
hat es wieder gutgemacht.“

Dieser Meistersfrau konnten die Buben nichts anhaben; sie meistert das Leben auch in den fatalsten Augenblicken. Obwohl Wilhelm Busch sie nicht eben als eine Schönheit dargestellt hat, setzt sie sich den Bubenstreichen nicht aus, sie hat das Plätteisen zur Hand und bügelt die Schmerzen ihres Mannes einfach weg. Max und Moritz wagen sich nun an Onkel Fritz, von dem sie wissen, daß er mit der Zipfelmütze auf dem kahlen Haupte und dem Nachtopf unter dem Bett sein Schläfchen zu machen pflegt. Aber diesmal kommen die Schlingel nicht ganz auf ihre Rechnung; denn Onkel Fritz schlägt die Maikäfer einfach tot und schläft weiter.

„Guckste wohl! Jetzt ist's vorbei
mit der Käferkrabbelei!“

Es fehlt diesmal aber an der lustigen Rückwirkung des Streiches; denn die Freude am komischen Anblick des Alten können die Buben nicht miterleben, weil sich die Tragödie hinter geschlossenen Türen abspielt. Die Buben aber werden zu neuen Streichen getrieben. Sie überlegen nicht, daß ihnen allmählich das Vergnügen entgleitet; sie werden unbedacht und boshaft, sie wollen sich den Genuß zum vornherein sichern. Was tut's, daß sie im Backhaus in die Mehlkiste fallen und ganz weiß daraus hervorkrabbeln? Dieses Malheur ist kein Hinderungsgrund, um sich aufhalten zu lassen. Hindernisse sind doch dazu da,

um überwunden zu werden. Solange man jung ist, glaubt man nicht an ein Versagen und auch nicht daran, daß das Glücksblättchen sich plötzlich wenden könnte. Man möchte die Bretzel haben und dazu steigt man auf den Stuhl. Daß der bei der schweren Belastung aus den Fugen geht, konnten Max und Moritz ja nicht wissen. Auch der Kuchenteig, in den die beiden fallen, hindert sie noch nicht daran, an ihr Glück zu glauben; aber diesmal geht es schief, der Bäcker entdeckt die Zuckerlecker und formt sie kurzerhand zu Broten, die er in den Ofen schiebt. Der Lebenswille der Lausbuben ist aber stärker als das versengende Feuer und die also Gefangenen knabbern sich aus ihrem Gehäuse heraus; sie befreien sich so von ihrer Hülle, indem sie diese einfach verzehren und ehe es der Bäcker merkt, laufen sie davon. Quitschlebig und munter, wie dies nur Lausbuben sein können, versuchen sie einen neuen Streich, der ihnen zum Verhängnis wird. Auch die „Rote Zara“ flüchtete sich mit ihrer Bande über Hecken und Mauern und die Berliner Lausbuben entkamen durch Lichtschächte, Hausgänge und enge Gassen. Der Selbsterhaltungstrieb ist in diesem Alter stärker als alle Hindernisse. Man kennt noch keine Angst und vertraut auf seinen Lebenswillen und seine Kraft. Auch Max und Moritz glaubten nicht an ihr Ende.

„Warum müssen auch die beiden
Löcher in die Säcke schneiden“,

sagt Wilhelm Busch und weiß doch, daß die zwei ihrer Katastrophe zutreiben. Die erst harmlosen Streiche werden immer schwieriger. „Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht“ und auch dieser Krug bricht entzwei. Es geht hier nicht nur um ein harmloses Vergnügen, sondern um eine Schädigung. Diese Bosheit wird ihnen zum Verhäng-

nis. Der Bauer schiebt die kurzerhand in den Sack:

„Max und Moritz wird es schwüle,
denn nun geht es zu der Mühle.“

Genau so schwüle mag es auch dem andern Schlingel gewesen sein, als er auf frischer Tat ertappt wurde, in dem Augenblicke, in welchem er seiner Schwester eine Blindschleiche ins Bett legen wollte. Nun geschieht in beiden Fällen das Entscheidende: Die Schlingel werden ertappt und es ist gut so; denn wo Mutwille in Bosheit übergeht, können wir nicht mehr von Streichen reden. Da ist die Seele des Kindes in Gefahr, zu verrohen, zu verkommen, vom rechten Wege abzugleiten. Was am Anfang zu entschuldigen war, weil es aus bloßer Freude am Komischen geschah, ist bei Bosheit nicht mehr zu beschönigen, das Kind wird strafbar. Bei Max und Moritz wird der Müller zum Richter. Er vernichtet kurzerhand das Leben der Bösewichter. In der Mühle werden die beiden zu Schrot gemahlen und schließlich frißt sie das Federvieh auf. Aber noch vor der letzten Vernichtung behaupten sie ihre Eigentümlichkeit, indem die Körner die Umrisse ihrer Körper zeichnen. Die Bubenstreiche sind untödlich, obwohl Max und Moritz verschwunden sind und sich darob das ganze Dorf freut. Die Lausbubereien leben weiter in all den gesunden, übermütigen Buben, die das Lächerliche und Abenteuerliche lieben und das Hausbackene verabscheuen. Sie wählen sich immer wieder Opfer für ihre Streiche aus und die Moral von der Geschichte ist für den Erzieher die: Laß dich nicht foppen, solange der Streich ein echter Bubenstreich ist, aber paß auf, daß er nicht hinübergleitet zur Bosheit.

„Ja, ja, ja, rief Meister Böck,
Bosheit ist kein Lebenszweck.“

Rostfreier Stahl von Walter Müller, Zürich

In der Industrie spielt seit Jahren der rostfreie Stahl eine bedeutende Rolle. Er hat eine sehr große volkswirtschaftliche Bedeutung für uns, auf die im folgenden näher eingegangen werden soll.

Was bedeutet „rostfrei“? Wir wissen, daß Eisen und Stahl in starkem Maße den chemischen Einflüssen der Atmosphäre und des Wassers ausgesetzt sind. Es handelt sich hier um einen Zersetzungsvorgang, der uns allen bekannt ist. Setzen wir aber einmal die Tatsache des Rostens von Stahl und Eisen als bekannt voraus, dann ist uns auch die Bedeutung des Wortes „rostfrei“ klar, handelt es sich doch um einen Stahl, der nicht rostet.

Nun wird man behaupten können, daß man den gleichen Erfolg erzielen kann durch einen Farbanstrich oder durch Vernickeln oder Verchromen des zu schützenden Gegenstandes. Aber das genügt natürlich nicht, denn wir alle wissen, daß der Farbanstrich ständig erneuert werden muß — wie oft sehen wir die Sandstrahlgebläse an größeren Metallkonstruktionen —, daß der oft hauchdünne Ueberzug von Nickel und Chrom recht leicht verschleißt. Vor allem dann, wenn

es sich um Gegenstände handelt, bei denen der Ueberzug aus rein praktischen Gründen nicht vollständig den Werkstoff bekleiden kann, z. B. bei einer Messerklinge. Eine vernickelte oder verchromte Klinge muß an der Schneide besonders geschärft werden. An dieser Stelle geht aber, wovon wir uns alle überzeugen können, der Ueberzug auf dem Schleifstein verloren. Hier findet man dann die Luft oder das Wasser an dem offen liegenden, rostenden Stahl eine Angriffsfläche, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß dieser Stahl an vielen Stellen vom Rost angefressen und damit wertlos geworden ist.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Tatsache ist natürlich groß. Denken wir nur einmal an Brücken und manches andere mehr, die alle ständig mit Farbe bekleidet werden müssen, um geschützt zu sein, und die trotzdem dem Verfall anheim fallen. Man schätzt den jährlichen Verlust der ganzen Welt durch Rostfraß auf mindestens 10 Milliarden Franken. Man kann sich denken, daß dabei noch die Kosten für Anstriche ganz enorme sind. Auch an kleinen Haushaltsgegenständen verursacht der Rost große Schäden.